



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schweinitz, Wilhelm von: Abriß meiner Haager Berichterstattung : ein
Beitrag zur Geschichte des letzten Kriegsjahres

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Abriß meiner Haager Berichterstattung

Ein Beitrag zur Geschichte des letzten Kriegsjahres

Von Wilhelm von Schweinitz

(vom Herbst 1917 bis Kriegsschluß Militär-Attaché im Haag)

(Schluß aus Heft 51)



Am 8. bis 14. August 1918 machte ich eine Dienstreife ins Große Hauptquartier, die ich der allgemeinen Lage wegen beantragt hatte. Sie schien mir einen ganzen Entschluß zu verlangen, der keinesfalls hinauszugeschoben werden durfte. Die traurigen Erfahrungen des 8. August, von denen ich unterwegs erfuhr, bestätigten mir dies, aber ohne mich hoffnungslos zu stimmen. Daß wir den Krieg nicht zu verlieren brauchten, habe ich mich bei meinem Besuch im Großen Hauptquartier mit Bestimmtheit und, wie ich noch heute glaube, berechtigterweise angenommen. Am 12. August machte ich in der vorgeschobenen Befehlsstelle Avesnes nachstehende Ausarbeitung für General Ludendorff. „Der Versuch, den Krieg durch einen militärischen Sieg zu beenden, ist mißglückt. Seine Wiederholung kommt auch für später nicht in Frage. Unsere Aufgabe ist nunmehr, unseren Verteidigungskrieg in der Abwehrschlacht zu gewinnen. Hierauf muß sich Deutschland umstellen. Der Schwachpunkt unserer Stellung liegt nicht in der äußeren, sondern an der inneren Front. Um sie zu versteifen, bedarf es einer neuen Mobilmachung. Sie läßt sich nur von einer Regierung durchführen, die wirklich regiert. Dies geht heutzutage nur durch, nicht gegen das Volk. Die neue Regierung muß deshalb nicht nur stark, sondern auch modern sein. Ist sie's, wird unser Volk zweckentsprechend reagieren. Aufgabe unserer Politik ist es, dem Feind die Verständigung zu erleichtern. Das Programm für die nächste Zukunft denke ich mir wie folgt:

1. Meldung der D. S. L. an Seine Majestät und den Reichskanzler über die militärische Lage und die sich aus ihr ergebenden militärischen Konsequenzen.
2. Einigung über die Person eines neuen Reichskanzlers (Prinz Max von Baden).
3. Festlegung der Ziele unseres Verteidigungskrieges im Benehmen mit den Verbündeten.
4. Ausarbeitung eines Programms für die neue Mobilmachung. Praktische Reform auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet unter Initiative der Krone.
5. Einstellung von Parlament und deutscher öffentlicher Meinung auf die neue Linie. Bearbeitung von Vaterlandspartei und Schwerindustrie.
6. Organisation der Propaganda.
7. Inanspruchnahme holländischer Vermittlung, um Fühlung mit England zu gewinnen.

Der Umstand, daß ich den Prinzen Max von Baden zum Kanzler vorschlug, hat mich beinahe dazu veranlaßt, dies Buch ungeschrieben zu lassen. Das Richtige wäre damals gewesen, den Fürsten Bülow mit der Abwicklung des Krieges zu betrauen. Zwei Persönlichkeiten, die im Glück und Unglück klarer sahen als wohl irgend einer ihrer deutschen Zeitgenossen, Ihre Majestät die Kaiserin und der Hausminister Graf Eulenbourg, haben den ganzen Krieg hindurch an der Kanzlerkandidatur des Fürsten festgehalten. Noch kurz vor seinem Tode hat der

Hausminister die Hoffnung geäußert, daß die politische Rolle des Fürsten nicht ausgespielt sein möchte. Vernünftigerweise müßte sie bei der Reichspräsidentenwahl in Erfüllung gehen. Daß ich den Fürsten im August 1918 nicht vorschlug, erklärt sich aus meinem Wunsch, dem Präsidenten Wilson mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Diese Technik kam aber für den Fürsten nicht in Frage. Das spätere Verhalten meines Kandidaten brauche ich nicht zu kennzeichnen. Ich dachte ihn mir natürlich nicht als „Macher von's Ganze“, wie sich der Berliner ausdrückt, sondern als figure head. Als der Prinz schließlich ernannt wurde, geschah es in einer Weise, die meinen Wünschen diametral entgegengesetzt war. Ich wollte unsere Umstellung mit einer Fanfare und nicht mit einer Chamade ankündigen.

Am 6. September 1919 hielt ich den Herren der Gesandtschaft und den deutschen Konsuln in Holland, die sich auf meinen Wunsch im Haag versammelt hatten, einen Vortrag über die militärische Lage. Ich beschönigte nichts, konnte aber versichern, was sich Foch mit seiner Entscheidung suchenden Offensive übernommen habe. Sie müsse sich totlaufen und eine Nervenreaktion nach sich ziehen. Omne animal triste post coitum gesse nur vom Männchen. Militärisch vom Angreifer. Foch ist mit seinen unzulänglichen Reserven nur deshalb im Angriff geblieben, weil er uns nicht zu Atem und damit zur Besinnung kommen lassen durfte. Als Stratege übernahm er sich, als Psychologe handelte er richtig. Das Objekt seines Angriffs waren unsere Nerven. Am 12. September bekam ich aus Berlin außerordentlich ungünstige Nachrichten. Ich lag wieder einmal mit hohem Fieber an einem Malariaanfalle zu Bett. Es waren schwere Stunden, in denen ich mich zu dem zu dem Entschluß durchrang, unmittelbar an Seine Majestät zu schreiben. Das war eine militärische Ungehörigkeit, ich frene mich aber, sie begangen zu haben. Ich schlug die Revolution von oben vor, ohne diesen Ausdruck zu gebrauchen. Der Gedankengang meines Schreibens war wie folgt: „Wir durchleben zurzeit die Schicksalsstunde der preußisch-deutschen Monarchie. Sie läuft in dem Augenblick ab, wo der Reichstag die Lage einzurenken versucht. Ergreift die Krone nicht vorher die Initiative, ist es mit dem Preußen-Deutschland, für das wir in den Krieg eintraten, vorbei. Seit der Feldmarschall und Erzellenz Ludendorff die Führung im Felde übernahmen, gab es für unser Volk nichts als die Oberste Heeresleitung. Nunmehr weiß man, daß sich der Krieg nicht mit militärischen Mitteln allein beenden läßt. Die Oberste Heeresleitung wird dadurch an die zweite Stelle gedrängt, und die erste bleibt leer. Die Regierung, Hertling versucht nicht einmal, sie einzunehmen. Nach Zusammentritt des Reichstages wird er gegen sie Sturm laufen. Sein Programm ist parlamentarisches Regime und Verzichtfriede. Kommt die Krone ihm nicht zuvor, wird er es verwirklichen. Dabei gibt es nur verschwindend wenig Deutsche, die lieber von Erzberger als von Seiner Majestät regiert würden. Die Krone muß uns noch im September eine Regierung schaffen, die regiert. Sie darf ihre Ernennung nur der Krone verdanken, ist aber aus Männern zusammenzusetzen, die im In- und Ausland Vertrauen genießen. Wird die Schicksalsstunde der Monarchie verpaßt, werden uns die dann allmächtigen demokratischen Defaitisten einen Frieden schließen, der Deutschland in Grund und Boden ruiniert. Neben Männern wie Prinz Max von Baden und Erzellenz Solff sind geeignete Beamte und Parlamentarier, darunter ein Sozialdemokrat, in das Kabinett aufzunehmen. Die springenden Punkte des neuen Programms wären:

1. Neumobilmachung zum Widerstand, bis die Ziele des deutschen Verteidigungskrieges erreicht sind.
2. Politische, soziale und wirtschaftliche Weiterentwicklung in Verlängerung der altpreußischen Linie unter Führung der Fürsten (soziales Königtum).
3. Moralische Rehabilitierung Deutschlands vor der Weltmeinung unter Verzicht auf Friedensangebote und =fühler, bis die Feinde uns kommen.“

Ich brauche hier nicht zu wiederholen, was ich zu meinen Vorschlägen vom 12. August bemerkte. Ich meldete Erzellenz Ludendorff, daß ich Seiner Majestät geschrieben hatte und mit meiner Verwendung an der Front rechnete. Unter dem 20. September wurde mir dienstlich aus dem Großen Hauptquartier geantwortet: „Ludendorff sagt: „Schweinitz hat damit recht, daß uns jede Führung im Innern fehlt.“ Er hat die Motive, die Sie zu Ihrem Schritt veranlaßten, gewürdigt und Ihnen Ihre Handlungsweise nicht übel genommen. Dasselbe ist bei S. M. der Fall. Sie bleiben also im Haag.“ Mit welchen Gefühlen, muß man sich ausmalen.

Trotz vieler Hiobsnachrichten von der Front schien sich mir der Widerstand unserer Truppen immer mehr zu versteifen. Diesen Eindruck hatte nach dem, was mir im Haag zugetragen wurde, auch die Gegenseite gewonnen. Bei den Amerikanern begann sich eine gewisse Blutscheu bemerkbar zu machen. Gerade weil man so viel Truppen nach dem Kontinent befördert hatte, wurde unsere Unterseeboottätigkeit mit zunehmender Nervosität verfolgt. Eine Nachschubkrisis wär bei längerer Kriegsdauer unvermeidlich. Der Zusammenbruch unserer Verbündeten beeindruckte mich verhältnismäßig wenig, da ich vorläufig an keine Offensiven über österreichisches Gebiet glaubte. Bis es zu ihnen kam, würde der Krieg meiner Ansicht nach eines natürlichen Todes gestorben sein. Was ich seither über die damalige Feindlage gehört habe, gibt mir recht. Am 1. Oktober schrieb ich in einem Familienbrief: „Was mag unseren gescheitern Männern fehlen? Der richtige Moment, etwas zu tun, war Mitte August. Als man schließlich etwas tat, geschah es nicht mehr aus freiem Entschluß, sondern unter Druck. Ich bin deshalb nicht optimistisch. Wegen der Westfront kann man ruhig sein. Die anderen werden auch schließlich müde.“ Am 3. Oktober: „Die alte Zeit hat abgewirtschaftet. Uns bleibt nur übrig, die neue nicht mit einer vernichtenden Niederlage anzufangen. Das läßt sich meiner festen Überzeugung nach erreichen. Auf die Front kann man sich verlassen, auf die Dauer aber nur, wenn zu Hause regiert wird.“ Am 7. Oktober: „Das Waffenstillstandsangebot ist mir in die Knochen gefahren. Hoffentlich heißt es, daß wir uns weiter schlagen, wenn man die Räumung des besetzten Gebietes von uns verlangt, was sich wohl ereignen wird. Zum Kapitulieren liegt keinerlei Veranlassung vor.“ Am 9. Oktober: „Über das Waffenstillstandsangebot denke ich etwa so, wie Walther Rathenau. Wir müßten uns vereinheitlichen, neu mobil machen und unsere Friedenshoffnungen auf den Moment vertagen, wo nach Festlaufen der feindlichen Offensive „die unvermeidliche Reaktion eintritt“. Am 9. Oktober: „Ich würde Wilson antworten, wir könnten das besetzte Gebiet räumen, wenn wir es nur mit Amerika zu tun hätten, das keine territorialen Kriegsziele verfolge. Wie die Dinge jedoch lägen, würde die Räumung die bedingungslose Kapitulation vor der Entente bedeuten. Also non possumus. Natürlich in höflichster Form. Wenn wir jetzt räumen, brauchen wir nicht auf die Konferenz, da der Feind den Frieden — und was für einen — einfach diktieren würde. Dagegen wäre 1806 ein Kinderspiel.“ Am 10. Oktober: „Nach feindlichen Nachrichten schlägt sich unsere Front tapfer und hartnäckig. Die gegnerischen Verluste müssen sehr hoch sein. Eine reine Freude herrscht auch drüben nicht.“ Am 15. Oktober: „Die Wilsonsche Antwort ist so unverschämte, daß sie selbst auf Berlin wie ein Peitschenhieb wirken muß. Dazu, den Kaiser abtreten zu lassen und uns bis aufs Hemd zu entwaffnen, wird selbst die dortige Schlappheit nicht ausreichen.“ Am 17. Oktober: „Ein solcher Ausbruch von Haß und Größenwahn, wie er zurzeit in der feindlichen Presse erfolgt, ist eine wundervolle Einleitung für den Völkerverbund. Wenn nur die Hälfte von dem verwirklicht wird, was sie vorhaben, können wir Rußland schließlich noch beneiden.“ Am 24. Oktober: „Die neue Wilson-Note zwingt zum Farbe bekennen. Kapitulation, diktierter Friede und Kaiser wegjagen! Die einzige Möglichkeit ist weiterkämpfen.“ Am 25. Oktober: „Heute bringt die Zeitung eine

Andeutung, daß der Kaiser ginge. Wundern tut mich nichts mehr. Man muß sich vor jedem Amerikaner bis unter die Erde schämen." Am 27. Oktober: „Daß Ludendorff gegangen ist, wird, wenn er gut, etwa durch Loßberg ersetzt wird, an der Front keinen deprimierenden Eindruck machen. Er hat sich durch das Waffenstillstandsangebot erledigt. Man darf aber nie vergessen, daß er um ein Haar der größte Feldherr der Weltgeschichte geworden wäre. Wenn nur der Kaiser nicht abtritt. Das würde unsere Zukunft mehr als irgend ein anderes Unglück in Frage stellen. Unsere Position sieht sich von hier aus, wo man auch die gegnerischen Schwierigkeiten übersehen kann, anscheinend sehr viel günstiger an, als von Berlin aus.“ Am 28. Oktober: „Unsere Frontlage wird heute wieder von dem sehr guten Militär-Kritiker des „Nieuwe Courant“ als glänzend hingestellt. Es wäre eine Gemeinheit und Eiselei, wenn wir trotzdem kapitulierten.“

Ich habe mich natürlich bemüht, meine Überzeugung auf Berlin zu übertragen. Mir standen hierfür aber keine Kanäle zur Verfügung. Am 29. Oktober schrieb ich an einen Herrn in Berlin, bei dem ich Beziehungen zur neuen Regierung voraussetzte: „Wenn wir die Waffenstillstandsuppe so heiß essen, wie sie gekocht wird, werden wir diese Mahlzeit nur als politischer Kadaver überleben. Unser Angebot konnte nur als militärische Bankrotterklärung aufgefaßt werden. Infolgedessen ließ ein phantastischer Siegestaumel die feindlichen Forderungen ins Märchenhafte hinauschnellen. Er ist aber wegen innerer Schwierigkeiten und der Versteifung unseres Widerstandes im Abflauen. Der Feind wird also wohl einiges abstreichen. Trotzdem würden wir uns durch Annahme seiner Forderungen dem feindlichen Vernichtungswillen mit gebundenen Händen ausliefern. Es kommt aber nicht nur darauf an, daß wir sie zurückweisen, sondern auch darauf, wie wir es tun. Die Ablehnung muß von der Volksregierung aus sich heraus, ohne Druck als rückständig verschriener Elemente erfolgen. Andernfalls wird es der feindlichen Generalität gelingen, die Schuld an der Kriegsverlängerung von sich auf den preussischen Militarismus abzuwälzen. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung in England und Amerika muß sofort einsetzen. Unsere neue Regierung verfügt ja über Volkstribune, die sich auf Demagogie verstehen und das Ohr der westlichen Demokratien besitzen. Am 5. November machte ich eine Ausarbeitung in demselben Sinne, die aber nicht abging, weil ich nicht wußte, an wen ich sie schicken sollte. Von der Gesandtschaft wurde sie abgelehnt. Am 7. Februar schrieb ich über den Zeitgeist als militärpolitischen Faktor. Unsere Verbündeten sind wir los, dafür haben wir an ihm einen neuen gewonnen. Das haben wir aber noch nicht begriffen, sonst würden wir uns nicht klein und häßlich als Angeklagte aufbauen. Nicht das neue Deutschland, sondern die sich gleichgeliebene Entente steht als Angeklagter vor dem Weltgericht. Man reiße ihren Führern die Maske vom Gesicht und enlarve sie als Kezer am demokratischen Glaubensbekenntnis. Finden wir hierzu Mut und Technik, so müssen wir Recht bekommen. Das erforderliche Selbstbewußtsein können wir der Tatsache entnehmen, daß das Schicksal der Welt-demokratie in unserer Hand liegt. Ihre und unsere Hauptfeinde sind der Imperialismus des Triumvirats Lloyd George, Clemenceau, Orlando und der Bolschewismus. Lassen wir uns von ihnen unterkriegen, verfällt ganz Westeuropa in chaotische Zustände, die nur von Diktatoren einzurenken wären, und damit dem Militarismus. Nur wir können das verhindern. Nach Verlust unserer Verbündeten scheint dies leichter gesagt als getan. Die Entwicklung beschleunigt sich aber derartig, daß die politische Entscheidung gefallen sein dürfte, bevor wir auf neuen Fronten angegriffen werden. Der Krieg hat sich überlebt, weil die Völker genug haben. Die Offensive im Westen muß sich, gleichgültig, wann und wo, festlaufen. Sie wieder in Gang zu bringen, dürfte unmöglich sein, wenn wir unsere Karten richtig spielen. Ebenso wenig wie durch die militärische Lage dürfen wir uns dadurch hänge machen lassen, daß es Wilson nicht auf den ersten Anstich gelingt, uns annehmbare Bedingungen zu verschaffen. Wir zerbrächen selbst die Stütze, die wir an seinem Idealismus und seiner Weltgemeinde haben, wenn wir uns kleingläubig mit dem Diktat des Entente-Militarismus abfinden.“

Ebenso wenig wie dem Militarismus dürfen wir dem Idealismus nicht zu rechtfertigende Zugeständnisse machen. Hiervor haben wir uns besonders zu hüten, da der Renegat zu Übertreibungen neigt. In vielen Punkten werden wir von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Präsidenten appellieren müssen. Statt jedoch den Wilson-Spieß umzudrehen, haben sich unsere neuen Männer aufgespießt. Die militärische Lage war nicht verzweifelt, und General Ludendorff hatte sie nicht als verzweifelt hinstellen wollen. Ihm war es nur darauf angekommen, zu erreichen, daß endlich die politische Konsequenz aus ihr gezogen wurde, die er schon im August gefordert hatte. Daß sein Schritt dem neuen Reichskanzler das politische Rückgrat brechen und es den Vernichtungspolitikern drüben steifen mußte, wurde von ihm verfannt. Ein Krieg läßt sich nun einmal nicht wie eine Friedensübung abblasen. Eine regierende Regierung hätte General Ludendorff auf Erholungsurlaub geschickt. Statt dessen ging man auf seinen mißverstandenen Wunsch ein und verabschiedete ihn, als er versuchte, die Situation wieder herzustellen.

Am 8. November schrieb ich: „Wir haben also wohl die Revolution. Wenn wir nicht die Nerven verloren hätten, wären wir immer noch ganz leidlich aus der Geschichte herausgekommen. Wir haben alles beinahe, aber nichts ganz geschafft. Für die letzte Nasenlänge und die letzten zehn Minuten hat es nicht gereicht. Die Front ist bisher bewundernswert.“ Am 9. November: „Kaiser und Kronprinz abgetreten!“ Am 10. November: „Mir ist von allem fast körperlich übel, man muß aber den Kopf oben behalten. Nach einem Extrablatt ist der Kaiser in Holland angekommen!“ Der 9. November und die folgenden Tage waren die schwersten meines Lebens. Wenn ich es auch nicht aussprach, so konnte ich mich doch eines scharfen Urteils nicht enthalten. An der Front hieß es: Der Kaiser ist desertiert! Das stimmte aber nicht. Der Nachfolger von General Ludendorff hatte dem Kaiser die Lage, natürlich ohne dolus unrichtig geschildert und festgestellt, daß er sich nicht an die Front begeben, nicht im Großen Hauptquartier bleiben und nicht nach Deutschland reisen konnte. Es blieb also, da die Schweiz nicht in Frage kam, nur der Übertritt nach Holland. Vom Kanzler verraten, sah sich der Kaiser ausschließlich auf den Feldmarschall angewiesen. Von ihm beim Portepée gefaßt, wäre er ohne mit der Wimper zu zucken, ins Feuer geritten oder auf Berlin marschiert. Der Feldmarschall trat jedoch der Lagebeurteilung des Generals Groener bei, die damit zu der Obersten Heeresleitung wurde. Als solche hat sie Seine Majestät übernommen. Im gleichen Sinne wirkte die Scheu des Kaisers, den Bürgerkrieg um die eigene Person zu entfesseln.

Da es auch in Holland gährte, lag dem Kabinett daran, die Internierung größerer Mengen von revolutionär verseuchten deutschen Soldaten zu vermeiden. So erkläre ich mir wenigstens die uns erteilte Erlaubnis, deutsche Truppen nach Entwaffnung über die schmalste Stelle des Maastrichtzippels zu führen. Man nahm wohl an, daß was nicht um Holland herum abströmen konnte, nicht in böser Absicht, sondern um der Gefangennahme zu entgehen, über die holländische Grenze kommen würde. Die Durchmarscherlaubnis war von einem deutschen örtlichen Befehlshaber auf Wunsch seines Soldatenrates beantragt worden. Der Durchmarsch, den ich an Ort und Stelle im Benehmen mit dem holländischen Generalstab in Gang brachte, beschämte mich auf das tiefste. Am 16. November fand im Haag die erste Sitzung einer internationalen Kommission für den Rücktransport der Entente-Gefangenen aus Deutschland statt, zu dem ich abgeordnet wurde. Je schlechter es uns Deutschen ging, desto zuvorkommender bewiesen sich die Holländer. Mein Verhältnis zum „Allgemeinen Hauptquartier“ und seinem Chef, dem Kommandanten der Land- und Seemacht, General Snijders, war gut. Bei der kristallklaren, streng neutralen Position des Oberkommandierenden wußte man im vorhinein, wie er sich zu den jeweilig auftretenden Krisen einstellen würde. Der Versuch, ihn von seiner Linie abzubringen, kam überhaupt nicht in Frage. In welchem Maße sie ihm zu Dank verpflichtet sind, dürfte seinen Lands-

leuten noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein. Am 15. Dezember 1918 wurde ich auf meinen Antrag abberufen.

Wollte ich Schlußbetrachtungen anstellen, erginge es mir wie Thor, der ein Trinkhorn zu leeren versuchte, das mit dem Weltmeer in Verbindung stand. Ich beschränke mich darauf, einige meiner Haager Eindrücke zu unterstreichen. Sie sind natürlich subjektiv, werden aber mit denen anderer Beobachter in Verbindung gebracht, zur schließlichen Klärung des Tatbestandes beitragen. Ich bin davon überzeugt, daß unser Heer noch nicht geschlagen war, als wir die Waffen streckten, und nach menschlichem Ermessen auch nicht geschlagen worden wäre, wenn wir die feindliche Offensive sich hätten totlaufen lassen. Die Klinte ins Korn zu werfen, war das dümmste, was wir machen konnten. Mit der Kriegsbegeisterung der Feindvölker einschließlich der Amerikaner stand es im Herbst 1918 Matthäi am Lepfen. Der von mir vorgeschlagene Pakt mit dem Zeitgeist hätte uns, rechtzeitig von der Krone eingegangen, und von der erforderlichen Energie getragen, über die Schlupphase des Krieges hinweggeholfen. Preußen-Deutschland hat sich schon mehr als einmal die Parole vom Feinde geholt und ins preußisch-deutsche übersezt. Die soziale Monarchie, auf die ich hinauswollte, liegt auf unserem gegebenen Wege. Die Feinde wußten sehr wohl, warum sie uns zum Hinauswurf der Hohenzollern animierten. Ich verweise hierfür auf meinen Bericht vom 24. Oktober 1917. Durch unseren Verrat an den Hohenzollern haben wir der Gegenseite in die Hände gespielt und uns außerdem um den letzten Rest ihrer Achtung gebracht. Aber auch dann war noch nicht alles verloren. Wie gut die Karte ist, die wir an Wilsons Zusicherungen besitzen, haben wir bis heute noch nicht begriffen. Einem Volk, das auf seinem Recht besteht und zu passiver Resistenz entschlossen ist, läßt sich schwer beikommen. Das haben mich die Holländer gelehrt. Deutschland hat sich noch nie in einer Lage befunden, in der sich nichts unternehmen ließ. Das gilt auch von unserer heutigen. Die Feindwelt war von unserem Zusammenbruch so überrascht und angewidert, daß sie die Versailler Teufeleien zuließ und bejubelte. Und wieder haben wir ihr in die Hände gearbeitet. Unsere Selbstbeschmutzer führten das große Wort. Indessen ist seither ohne unser Zutun eine gewisse Ernüchterung eingetreten. Wenigstens bei den Angelsachsen. Mit holländischer Politik wäre schon jetzt einiges zu erreichen. Wie schon so viele Gelegenheiten werden wir aber auch die derzeitigen und zukünftigen verpassen, solange das Vacuum weiter besteht. Am 17. Mai 1915 hatte ich aus Rom geschrieben: „Die Armee kann nur Schlachten, aber keinen Krieg gewinnen. Sorgt die Armee nicht für umgehende Reform, wird uns das Auswärtige Amt diesen Krieg verlieren.“ Beim Verlassen des Haags hätte ich schreiben können: Die Reichsregierung, die keine war, hat uns den Krieg verloren. Damals wäre es aber ums Papier schade gewesen. Heute verlohnt es sich vielleicht schon, auf die verheerende Wirkung des Vacuums hinzuweisen. Es verträgt sich anscheinend mit jeder Regierungsform, jedenfalls hat es die monarchische überlebt.

